

«Die Suche nach dem eigenen Ich ist von vornherein zum Scheitern verurteilt»



Joane Marner ist seit vier Monaten in Indien. «Die individuelle Freiheit und Selbstverwirklichung hat in Indien eine viel geringere Bedeutung.» Bild: zvg

Interview: Martin Schmidt

Wer sind wir? Was ist unsere Identität? Diese Fragen besprechen wir in einer Serie mit den unterschiedlichsten Menschen. Joane Marner studierte Philosophie, ist aus Visperterminen und befindet sich derzeit in Indien. Dort sei sie eine andere.

An der Fasnacht kann jeder ein paar Tage lang sein, wer er will. Egal ob Polizist, Mafiaboss, Flamingo, Fussballprofi oder US-Präsident – alles ist möglich. Als was haben Sie sich zuletzt verkleidet?

Als Open-Air-Gampel-Besucher. Wir wollten mit dem Stereotypen, dem betrunkenen Walliser, der die Hemmungen ablegt, etwas unbeholfen flirtet, ja einfach die Sau rauslässt, spielen. Diese Ironie ging jedoch völlig verloren. Wir hatten aber trotzdem viel Spass.

Und wie hat sich das angefühlt?

Sehr befriedigend. Mit der Verkleidung kann man seinen Alltag verlassen und in eine Rolle schlüpfen, wie es einem passt. Doch dafür braucht es eigentlich gar keine Verkleidung. Im Alltag geschieht dies auf viel subtilere Weise, wenn man beispielsweise in die Rolle der Nichte oder der Tante schlüpft.

Auch auf der Arbeit sind wir jemand anderes, als wenn wir mit den besten Freunden zusammen sind. Treffen wir alte Bekannte, kommt sogar die alte Version des eigenen

Ich zum Vorschein. Welche Version von Joane Marner ist die echte?

Die gibt es nicht. Es gibt keine falsche Art, sich selbst zu sein. Diese Beispiele zeigen, dass unsere Identität nicht so ist, wie wir sie uns vorstellen. Unsere Identität ist ein Spiegel unseres Umfelds und je nach Umfeld kommen andere Facetten zum Vorschein.

Uns allen wird von Kindesbeinen an gesagt, dass wir werden können, wer wir sein wollen, solange wir in der Schule nur fleissig und zielstrebig genug sind. Ist unsere Identität derart formbar?

Sie ist sicher formbar. Die Idee, dass jeder von uns nur fleissig sein muss, damit er oder sie zielstrebig vorwärtskommt, halte ich für ein sehr düsteres Märchen. Es gibt viele Menschen, die nicht auf diese Weise funktionieren, aber ganz andere Potenziale haben.

Wie sähe das heitere Märchen aus?

So wie eine Geschichte von Cornelia Funke oder Astrid Lindgren. Die beiden Autorinnen erzählen Geschichten über Kinder, die mit einer Portion Grössenwahn durch die Welt gehen, Freunde finden, Pferde hochheben, schöne und verrückte Träume haben, Hirngespinnste verfolgen, Spaghetti mit der Schere schneiden. Die fleissige Annika kann sich vielleicht ihre Rolle im System aussuchen. Aber es braucht Pippi Langstrumpfs Irrsinn, um neue Rollen zu erschaffen. Dafür muss drei mal drei dann halt auch mal sechs ergeben.

Und die Version für Erwachsene?

Wir müssten viel öfters über die gegebene Situation nachdenken, die eigene Rolle nicht einfach auswählen, sondern neu denken und leben, damit sie zu uns passt. Dafür braucht es Kreativität, Beziehungen und viel Mut.

Auch Erinnerungen sind formbar, werden vom Hirn im Nachgang umgeschrieben, verklärt, vergessen. Das hiesse aber wiederum, dass wir die Summe von Erfahrungen sind, die so nie passiert sind. Ist unsere Identität eine Lüge?

Eine Lüge würde voraussetzen, dass es eine Wahrheit gibt. Erinnerungen sind veränderbar, werden von uns laufend neu geordnet, gedeutet, beurteilt. Dazu läuft in uns auch sehr viel Unterbewusstes ab.

Welche Erinnerungen prägen Sie am meisten?

Das ist eine Frage, die ich je nach Laune ganz anders beantworten würde. Das Dorfleben hat mich sicher extrem geprägt. Wenn ich durch einen Park laufe, bewundere ich Leute, die in sich gekehrt traditionelle Kampfkünste ausüben, während ich mich frage, ob ich etwas zwischen den Zähnen habe. Als Dorfkind kann ich mich nicht anonym bewegen. Im Dorf kennt man von jedem den Jahrgang, die Biografie. Man ist ein offenes Buch.

Stört Sie das?

Manchmal. Aber da habe ich eine Doppelmoral. Schliesslich interessiert mich selbst ex-

trem stark, was bei den anderen läuft. Ich liebe den «Hengert» in der Beiz. Das gegenseitige Interesse hat auch seine Vorteile.

Man wird vom Nachbarn daran erinnert, dass man seit drei Wochen seinen Rasen nicht gemäht hat.

Im Dorf wird der Individualismus noch weniger extrem gelebt, wie ich es beispielsweise in Zürich oder Bern erlebt habe. Selbstoptimierung funktioniert in der Stadt viel besser, weil du dort alle Möglichkeiten zur Hand hast. Vielleicht ist das auch die totale Älplerromantik. Aber ich habe schon das Gefühl, dass man in Dörfern wie Visperterminen viel stärker als Gruppe funktioniert. Man macht in den Vereinen mit und hilft sich gegenseitig beim Heuen und Wimden. Dabei fragt man sich gar nie, ob man seine Zeit so investieren will. Es ist einfach so.

Hat das auf Sie abgefärbt?

Absolut. Wenn ich in der Universitätsbibliothek gelernt habe und nach einer Kaffeepause gefragt wurde, habe ich mich nie gefragt, ob es mir gerade in den Kram und in meinen Tagesablauf passt... Dieses Denken macht das Leben auch einfacher. Doch die beiden Welten, die städtische und jene aus dem Dorf, laufen zusammen. Die Extreme kommen sich näher.

Wie kommen Sie darauf? Man hat ja das Gefühl, dass der Stadt-Land-Graben grösser wird.

Die Leute sind heute immer besser vernetzt, beispielsweise über die sozialen Medien. Es bildet sich eine neue Gruppe, eine neue Blase, die sich durch alle Altersgruppen und über grössere Distanzen zieht. Wenn ich im Wallis bin, erzähle ich heute noch selbst die romantische Geschichte vom bäuerlichen Wallis, in dem im Garten die Hühner herumrennen. Das kann ich aber nur, weil ich eine gewisse Distanz zum Wallis habe. Würde ich wieder im Wallis wohnen, wäre mein Leben hier kaum anders als in der Stadt. Der Bürostress und der Liebeskummer fühlen sich an beiden Enden des Tunnels gleich an.

Das Vereinsleben in Visperterminen zeigt, dass man neben der individuellen auch von einer kollektiven Identität sprechen kann. Wie würden Sie die Walliser Identität zeitgemäss und fernab von Folklore beschreiben?

Das traue ich mir nicht zu. Dafür bin ich zu weit weg. Etwas tief in mir will das Wallis auch gar nicht ohne Folklore und Bauerntum beschreiben, sondern an diesen, meinen Erinnerungen festhalten.

Versuchen Sie es trotzdem.

Menschen im Wallis tragen häufig einen Widerspruch in sich. Zum einen sind wir «gwundrigi Saasini» und kennen die absurdesten Details aus dem Leben von Fremden. Zum anderen ist das Wallis aber gleichzeitig viel verschlossener für Menschen, die aus der Reihe tanzen. Deswegen brechen vielleicht auch so viele junge Menschen mit dem Wallis. Man kann irgendwie nicht halbe/r Walliser/in sein. Wenn man nicht ganz hineinpasst, ist es viel einfacher, sich zu distanzieren, als seine Walliser Identität ständig neu auszuhandeln. Die Kehrseite ist, dass sich viele Menschen nach den Studienjahren wie-

der viel stärker mit dem Wallis identifizieren und zurückkehren.

Woran liegt's?

Sicher an Lonza und anderen Jobchancen, die es für Akademiker/innen noch vor Kurzem nicht gegeben hat. Aber auch daran, dass die meisten Menschen im Wallis enorm gut vernetzt sind. Dieses Netz lässt einen nicht so schnell entfliehen. Es ist aber auch im Wallis alles schnelllebiger geworden. Die Menschen wechseln wie überall ständig ihre Jobs. Das bedingt Anpassungsfähigkeit. Das ist ein Teil des Kapitalismus. Alles wächst, verändert sich, und wir müssen uns neu inszenieren.

In der heutigen Gesellschaft dominieren Partikularinteressen, Wettbewerbskultur, der Druck zu Effizienzsteigerungen sowie der ausgeprägte Individualismus. Reicht der wirtschaftliche Erfolg als gesellschaftlicher Kit?

Ich sehe eine zweiseitige Entwicklung. Klar hat der Individualismus zugenommen. Wir sind heute aber auch viel stärker verbunden. Ich weiss zwar nicht mehr, wann das Nachbarskind ins Bett geht, aber ich weiss dank Social Media, wer im Nachbardorf was für einen Smoothie Bowl gemacht hat. Wirtschaftlicher Erfolg und individuelle Bedürfnisbefriedigung reichen nicht als gesellschaftliche Basis. Das Verwickelte ist, dass der Kapitalismus uns aber auch neue kollektive Identitäten bietet.

Inwiefern?

Dabei denke ich an die Fussball-EM mit der ausgeprägten Fankultur oder an neue Modetrends. Heute machen alle Yoga. Man identifiziert sich nach wie vor mit einer Gruppe. Diese Gruppenidentitäten werden vermarktet. Man kann sich aber viel schneller wieder von ihnen lösen als von der Identität, die man im Dorf hat. Das heisst aber auch, dass wir uns sehr oft neu erfinden können.

Das hört sich anstrengend an.

Das ist so. Nehmen wir die Partnersuche. Auf Apps wie Tinder kann man sich ständig neue Dates suchen. Die Liebe wird zur Ware. Man vergleicht, sucht nach einer Verbesserung, hat Angst, etwas zu verpassen. Die Beziehungen werden kürzer. Diese Schnelllebigkeit kann auch abschrecken. Manchmal sehne ich mich nach Beständigkeit. Deswegen schätze ich meine langjährigen Freundschaften so extrem. Das scheint mir auch einer der Vorzüge des Wallis. Meine Stadtfreunde und -freundinnen haben kaum Kindergartenfreundschaften. Zu oft haben sie Wohnort und Schule gewechselt.

Eine kollektive Identität birgt auch grosse Gefahren. Mehrheiten tendieren rasch dazu, anderen vorzuschreiben, wie diese zu leben haben. Beispielsweise, dass sie keine gleichgeschlechtliche Partner heiraten dürfen. Das kommt einem massiven Eingriff in die Identität des Einzelnen gleich.

Eine kollektive Identität kann eine unglaubliche Macht entwickeln. Das gilt im Positiven. Wenn Menschen sich als Gemeinschaft verstehen, können sie unglaubliche Projekte realisieren, das geht von Dorffesten bis zu Revolutionen. Diese Macht birgt aber auch Gefahren der Diskriminierung. Eine Gruppenidentität baut immer darauf auf, dass man andere ausschliesst.

Gibt es daraus einen Ausweg?

Man kann sich auf Gemeinsamkeiten fokussieren, muss aber gleichzeitig offen für andere Ansichten sein. Das heisst, man muss eben auch beim Fremden die Gemeinsamkeit suchen. Die eigene Persönlichkeit befindet sich in einem stetigen Wandel. Deswegen ist die Suche nach dem eigenen Ich von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es wird bei der Suche bleiben.

Sie sind im Wallis aufgewachsen, haben in Zürich und über ein Jahr in Indien studiert. Dort gehören fremdbestimmte Identitäten durch das Kastensystem seit Jahrhunderten zur Kultur. Das System bestimmt, wer die Leute sein dürfen.

Für uns ist es selbstverständlich, dass man eine Identität nicht verbieten kann. Das wäre, als ob man Homosexualität per Gesetz abschaffen möchte. Für viele Menschen in Indien ist dieses System leider genauso natürlich, vor allem für die Menschen in höheren Kasten. Die Kasten bestimmen, welche Berufe du ausüben oder wen du heiraten darfst. Am Anfang habe ich das Ganze nicht durchblickt. Mit der Zeit entwickelst du aber einen Filter dafür und fängst selbst an, in diesen Kategorien zu denken.

Und zu werten?

Wenn ich eine Person aus einer höheren Kasten sehe, habe ich sofort Vorurteile. In Indien passieren viele Morde, die auf das menschenverachtende Kastensystem zurückzuführen sind. Auch wenn jemand nicht daran glaubt, dass manche Menschen reiner sind als andere, kann er diesem System nicht entfliehen.

Worin sehen Sie die grössten Unterschiede punkto Identität zwischen der Schweiz und Indien?

Die individuelle Freiheit und Selbstverwirklichung hat in Indien eine viel geringere Bedeutung. In Indien herrscht ein viel grösserer sozialer Druck. Ist jemand mit 30 Jahren noch nicht verheiratet, müssen darunter alle Familienmitglieder leiden. Wer aus Liebe jemanden aus einer anderen Religion oder Kaste heiratet, wird häufig von der Familie verstossen, weil sonst die Familie von der Gemeinschaft geächtet wird.

Wie würden Sie einem Inder das Wallis näherbringen? Mit Klischees?

Indern muss man das Wallis oder die Schweiz gar nicht erklären. Sie haben durch die Hollywood-Filme ein völlig romantisiertes Bild unseres Landes im Kopf. Dabei belasse ich es. (lacht)

Viele Inder sind extrem arm. Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Identität und Besitz?

Besitz ist eine Möglichkeit, mit der man seine Identität definieren kann. Das muss aber kein teures Auto sein. Identität steckt schon im Essen. In Indien schäme ich mich richtiggehend dafür, Vegetarierin zu sein. Dort hat es etwas Elitäres. Fleisch gilt als unrein, und Menschen in höheren Kasten sind vegetarisch. Weil Fleisch so extrem billig ist, sind ärmere Menschen darauf angewiesen. Über welchen Besitz sich Menschen in einer Kultur definieren, hat grundsätzlich etwas völlig Willkürliches.

Über welchen Besitz definieren Sie sich?

Ich verliere immer alles oder mache es kaputt. Mich über meinen Besitz zu definieren, würde Existenzängste auslösen. Deswegen verzichte ich auf Souvenirs zur Erinnerung. Ich versuche, mich nicht zu wichtig zu nehmen und den Blick nicht zu sehr auf mich selbst zu richten. Kein einfaches Unterfangen, aber wenn man sich nicht ständig fragt, wer man eigentlich ist, sind Dinge wie ein schickes Auto ziemlich irrelevant.

Sind Sie in Indien dieselbe wie in Visperterminen?

In Indien bin ich viel komplizierter. Das nervt mich. Ich habe ein Bild von mir, nach dem ich eine sehr unkomplizierte, umgängliche Person bin, die überall schlafen kann. Die Menschen in Indien sind jedoch viel anpassungsfähiger. Sie haben keine geschlossenen Türen. Und ich kann immer noch nicht schlafen, wenn Leute um 4 Uhr morgens plötzlich in meinem Zimmer stehen und Tee trinken. Das rüttelt an meinem Selbstverständnis. Man merkt, dass man mit einem anderen Blick auf sich selbst gewisse Dinge ganz anders beurteilen könnte.

Haben Sie Sehnsucht nach dem jeweils anderen Ort?

Am meisten Sehnsucht habe ich nach dem Nanztal. Ich weiss nicht warum und wer ich dort bin. Vielleicht liegt es daran, dass all das dort keine Rolle spielt. Im Nanztal ist alles grösser und mächtiger, sodass man sich selbst für einen Augenblick vergisst. Man muss überhaupt niemand sein. Das Absurde daran ist, wäre ich jetzt dort, würde ich mich nach Geselligkeit sehnen.

Entstehen durch die verschiedenen Lebenswelten und Erfahrungen innere Konflikte?

Sehr sogar. Während des Studiums habe ich mich immer extrem dagegen gewehrt, die Heimwehwalliserin, aber auch die elitäre Studentin zu sein, die den Bezug zum Wallis verloren hat. Man ist sich immer dessen bewusst, was gerade fehlt. Ein innerer Konflikt, den so viele Menschen kennen. Doch warum fühlen wir uns nicht einfach an beiden Orten gleichzeitig dazugehörig? Wir müssen offener für solche Widersprüche werden.